

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 26.

Wiesbaden, den 2. Juli.

XVII. Jahrgang.

Arbeitskalender für den Monat Juli.

Zur Ernte.

Es glänzt das Korn wie matts Gold; auf schlanken
Halmen wiegen die Ähren sich und schwanfen

Und neigen sich hernieder schwer und müde.
Noch liegt auf weitem Feld tieffüßler Friede.

Da ruft die erste Sense; aus der Weite
Antwortet ihr mit scharfem Klang die zweite.

Nun wird's lebendig! Wohlbekehrte Ritter,
Ihr muntern Feldschlacht ziehen aus die Schnitter.

O Himmel, blick' nun freundlich auf die Erde,
Dass, was du gabst, auch wohl geborgen werde.

Und hast du dann das Brot uns zugemessen,
So gib uns auch, daß wir's in Frieden essen.

Und gib uns auch, du Geber aller Gaben,
Dass es ausreicht, bis wir das neue haben.

Johannes Trojan.

Der Landwirth muß nun für die naheende Getreideernte alle nöthigen Vorkehrungen treffen, um dieselbe rechtzeitig beginnen und möglichst rasch vollziehen zu können. Die Erntewägen, die Sensen, Sicheln, Rechen müssen in Stand gesetzt, die Scheunen und andere Aufbewahrungsräume geräumt und gereinigt werden, der nöthige Vorrath Strohbander muß vorhanden sein, damit man nicht in der Ernte kostbare Minuten mit solchen Arbeiten veräußern muß, welche man zu anderen Zeiten mit Bequemlichkeit hätte vollziehen können. Namentlich sei man darauf bedacht, sich die nöthigen Arbeitskräfte rechtzeitig zu sichern, damit dieses Geschäft möglichst rasch abgemacht werden kann. Bezüglich der Unterbringung des Getreides muß man sich schon vorher einen Plan über die Verwendung der vorhandenen Räumlichkeiten machen, um einerseits bei der Unterbringung möglichst an Zeit und Arbeit zu sparen, andererseits das Dreschen der einzelnen Fruchtgattungen ungehindert vornehmen zu können. Es ist deshalb zu vermeiden, daß verschiedene Fruchtgattungen auf einander zu liegen kommen, da sich sonst die Körner vermischen.

Das Säen und Behäufeln der Hackfrüchte nimmt seinen Fortgang. Gegen Ende des Monats können die ersten Frühkartoffeln ausgegraben werden. Wer seine Felder zur Gründüngung mit Lupinen bestellen will, der thue es sofort nach der Getreideernte. Weizen, Senf, Grünwicken, Spörgel und Johannisroggen werden angebaut.

Weinbau. Im Anfang dieses Monats wird die dritte Bodenbearbeitung vorgenommen. Man wähle dazu trockenes, sonniges Wetter, damit das Unkraut, welches bei feuchtem Wetter gar zu gerne nach dem Weiden wieder weiter wächst, zu Grunde geht. Mit dem Aufbinden der Triebe wird fortgefahren. Ende Juli spricht man die Reben zum zweiten Male gegen die Blattfallkrankheit. In Rebstücken, deren Stöcke in diesem Monat im Wachstum nicht mehr vorwärts wollen, kann man jetzt mit einer Chilisalpeterdüngung (100 Kilo per Hektar) nachhelfen.

Kellerwirthschaft. Auch in diesem Monat sind die Kellerfenster vor den Sonnenstrahlen zu schützen. In kühlen Kellern kann bei warmen Kellern Luft eingelassen werden. Die Fässer sind fleißig nachzufüllen, da zu großer Schwund des Weins gerade in der heißen Jahreszeit vielfache Krankheiten für denselben nach sich zieht.

Obstbau. An den im Frühjahr veredelten Bäumchen sind die Bänder zu lösen, die Triebe anzubinden. Die Baumscheiben werden gehackt. — Bäume mit reichem Fruchtanfang gibt man unter die Kronentaufe einen Düngegruß mit verdünnter Jauche. Nach Beendigung des ersten Safttriebes ist die beste Zeit für das Ausputzen der Bäume, besonders aber der Kirsch- u. Wallnuthbäume. Man erkennt jetzt am besten die Aeste, die absterben drohen, die Wunden vernarben viel leichter, als bei Ausputzen im Frühjahr oder gar im Herbst. — An den Zwergobstbäumen werden die Zeitweige angeheftet, die aus den entpigten Trieben herausstreichen. Zweige wieder abgezweigt. — Abgefallene Früchte werden sorgfältig aufgelesen, aber nicht auf die Dungsstätte gebracht, sondern gefischt und den Schweinen gefüttert. — In diesem Monat beginnt das Dürren auf das schlafende Auge. Gegen die Dürre macht man sich dadurch, daß man die Wundränder mit Baumwachs bestreicht.

Falsch muß fleißig gesammelt und verbrannt oder an Schweine gefüttert werden, um den darin enthaltenen Obstbaumschädlingen den Garaus zu machen. Die Aeste reichtragender Bäume stützt man zeitig um das Abbrechen zu verhüten. Die Vernichtung der Kirschblattwespe und der Wirsingpflanzwespe schenkt man alle Aufmerksamkeit. Ende des Monats reifen die Frühbirnen und Äpfel, sowie Kirsch, Hirscheisen und Aprikosen.

Von Beerenobst reifen die Stachelbeeren, die Kornelkirchen, Himbeeren, Brombeeren, Junibeeren, die Verberiben. Man pflückt die Früchte erst, wenn der Thau eingetrocknet und schon möglichst dabei die Pflanzen. Ein Nachreife lassen, wenn es auch nur von kurzer Dauer, verbessert meist den Geschmack der Früchte. Nach der Ernte sind die abgebrochenen und abgerissenen Zweige abzuschneiden und die Bänder umzugraben. Die zu zahlreich erscheinenden Wurzelansätze der Himbeer- und Brombeersträucher sind bis auf 3 oder 4 zu entfernen.

Der Gemüsegarten liefert jetzt ergebliche Ernten. Erbsen, Karotten, Kohlrabi, Kopfsalat, Zwiebeln und die meisten Küchenkräuter sind jetzt in Massen dorthin abgeräumt, wo sie im Gemüsegarten sind sofort wieder zu stürzen, wenn nöthig zu düngen und sofort von neuem zu bestellen. Linsen, auf denen Bohnen oder Erbsen waren, brauchen nicht gedüngt zu werden, da diese Pflanzen, wie alle Schmetterlingsblüthler, den Boden mit Stickstoff aus der Luft bereichern. Fäulen und Ausfodern darf, wie im vorigen Monat, so auch in diesem nicht unterbleiben, ebenso darf ein Gießen, namentlich an Blumenkohl, Gurken, Kürbis, Radies und Wetz nicht übersehen werden. Die Blätter des Krum-

kohls sind außerdem einzubrochen oder zusammen zu binden, und soweit nöthig, die Blume des Bleichens halber zu beschatten. Aus gleichem Grunde ist auch der Endivien jetzt zusammen zu binden. Die viel verbreitete Ansicht, daß Sellerie, Rüben, kurz alle Knollengewächse jetzt zur Beförderung des Wachstums zu entblättern sind, ist irrig und haben vergleichende Versuche gerade das Gegentheil gelehrt, denn die Pflanze wächst nicht allein durch die Wurzel, sondern auch durch die Blätter, welche der Lunge und dem Magen der Thiere vergleichbar, den rohen Nahrungsfeststoff umarbeiten und zur Verdauung tauglich machen; man lasse deshalb alle Blätter an der Pflanze, bis sie von selbst gelb werden. Sellerie kauft man an, dünge mit Abtrittsgülle und umlege die Knollen mit Rauhmoos, wodurch man Kieselknollen erzielt. Kuchengewürzkräuter sind in diesem Monat zu sammeln und zu trocknen, Zwiebeln nach Abwelken des Krautes aufzunehmen. Erste frühe Kartoffeln, Tomaten sind spalterartig aufzubinden, die überflüssigen Triebe zu entpigen, so wie ein häufiger Düngung zu geben; Melonen sind allmählich an die Luft und Sonne zu gewöhnen, deshalb die Fenster abzunehmen, schließlich auch die Kästen, wenn der Raum für die Pflanze zu klein werden sollte. Die Eierhäuschen des Kahlweibchens, sowie Raupen und Käfer vertilgt man, gewähre dagegen nützlichen Thieren, wie Trosch, Kröten, Eidechsen usw. im Garten Schutz.

Im Blumengarten sind jetzt alle verblühten Blumen zu entfernen und namentlich an allen mehrmals blühenden Rosen die verwelkten Blumen mit einem oder 2 Blättern wegzuschneiden. Dadurch erreicht man, daß die Pflanzen wieder aufs Neue austreiben und einen schönen Herbstflor bringen; entwickeln sich dagegen an Rosenpflanzen Früchte, so wird der zweite Flor immer nur spärlich ausfallen. Der Monat Juli ist der beste Monat zum Schneiden der Rosen. Man macht jetzt Stecklinge von Rosen, Hortensien, Verbenen, Nelken usw. Reife Blumenamen werden jetzt gesammelt und an einem trockenen schattigen Orte aufbewahrt. Stiefmütterchen und Bergheidekraut können jetzt ausgesät werden, sei es in Töpfen, in Freiland oder in kalte Kästen. Immortellenartige Blumen werden gleich beim Aufblühen geschnitten und, in Büschel gebunden, an einem luftigen schattigen Orte aufgehängt. Kamelien, die in ihrer Entwicklung weit genug vorgeschritten sind, können jetzt ins Freie auf ein schattiges Beet. Buzinfassungen können jetzt nach Beendigung des ersten Triebes beschnitten werden.

Die Zimmerpflanzen sind jetzt in der heißen Jahreszeit täglich fleißig zu begießen. Diejenigen Pflanzen, welche im Schatten besser gedeihen, schätze man vor greller Sonnenhitze durch Beschatten der Fenster oder Weglegen der Töpfe an Fenster der Winterseite. Man halte die Töpfe rein von Moos und Unkraut, lasse durch zweckmäßige Behandlung dafür, daß die Pflanzen ungehindert bleiben. Sehr raschwüchsige, krautartige Gewächse werden nun zum dritten und letzten Male verpflanzt. Die nicht mehr zu verpflanzenden, aber gut durchwurzelten Topfpflanzen werden wöchentlich ein bis zwei Mal gewässert, am besten mit Jauche von Kuhdung. Reife Topfnelken vermehrt man jetzt durch Absetzen; ferner kann vermehrt werden, und zwar durch Stecklinge: Rosen, Pelargonien, Erben, Hortensien, und dann immortellenartige Topfpflanzen aller Art. Chinesische Schlüsselblumen, Cinerarien und Calceolarien (Pantoffelblumen) werden noch jetzt, die früher gemachten Saaten vereinzelt und später die jungen Pflanzen in kleine Töpfchen gesetzt.

Vieh zuht. Die Pferde und Zugochsen muß man wegen der anstrengenden Arbeit kräftig füttern. Das Grünfutter darf nicht zu alt und nicht zu weß in der Tenne werden. Die jährigen Neu verabreichte man dem Vieh erst, nachdem es auf dem Lager ausgeschwitzt hat. Pferde müssen neben dem Grünfutter auch noch Körnerfutter erhalten, denn letzteres ist nicht im Stande, das letztere zu ersetzen. Die Sommerlämmer sind vor großer Sommerhitze zu schützen.

Der Stall ist kühl zu halten, die Fenster müssen geöffnet und durch Drahtgitter oder auf Rahmen gespannte Gaze verstellt werden. Die Miegen, welche den Thieren namentlich im Stall sehr lästig werden, sind durch Aufhängen von mit Nigellaöl bestrichenen Papierbändern usw. wegzufangen. Allen Thieren im Stall ist bei der Sommerhitze öfter und ausgiebig Wasser zu reichen, das selbe darf aber nicht eiskalt sein, sondern etwas überfliegen.

Geflügel zuht. Reines Trinkwasser und frisches Futter sind die Hauptbedingungen bei der Geflügelzucht. Viele Hühner verlieren massenhaft die Federn, ohne daß die eigentliche Mauserzeit eingetreten ist. Wer seine Thiere genau beschäftigt, ebenso die Ställe, wird als Ursache kleine Federwürmer finden. Reinlichkeit, Staubbäder mit Asch und Wasser, freier Auslauf können allein diese Plage nicht verhüten. Fleischbälle wirken gefocht nur günstig auf die rasche Entwicklung der Küken. Das Verhüten legt jetzt die meisten Eier. Junge Enten, Gänse, Truthühner werden zur Mast eingestallt.

(Schluß folgt.)

Obst- und Gartenbau.

In Baumpflanzen werden nicht selten Stangen genommen, welche eine ganz spitzige Gabel haben. Die Folge davon ist, daß der zu unterstützende Ast auf der Gabel nicht aufliegt, sondern in ihr eingeklemmt wird. Daß dies für den Ast und für den Baum kein Vortheil sein kann, ist klar. Und wer es doch für gleichgültig und unschädlich hält, der soll einmal bei einem Sturmwind an einem solchgestalt festgeklemmten Baum hinstehen und seine Ohren aufmachen; er wird hören, wie der Ast quetschend und ächzend in seiner Gabel hin- und herfährt. Er kann vielleicht bei der Gelegenheit auch mitanhören, wie der Ast gerade da abknallt, wo er in der Stütze drin sitzt. Und bricht der Ast nicht, so wird jedenfalls seine Rinde heiderseits aufgerissen und zerfetzt und der Baum auf diese Art mehr oder weniger stark verletzt. Darum: keine Stützen mit spitzigen Gabeln kaufen, sondern nur Stützen mit flachen Köpfen kaufen, in welchen man zu besserem Schutz der Baumrinde eine Strohhaut anbringt.

Kleinere Obstbäume, besonders die, welche Früchte angesetzt haben, müssen häufig gegossen werden. Die größere Arbeit, welche dem Gartenbesitzer dadurch entsteht, wird vielfach belohnt, denn die Früchte fallen nicht ab und entwickeln sich schöner und größer. Ganz besonders erfordern Pfirsichbäume eine regelmäßige Bewässerung. Man soll jedem Spalter täglich je nach Größe eine oder mehrere Kannen Wasser geben.

Wenn Salat gesät und an Ort und Stelle bis zur Ernte gelassen wird, also nicht auf besondere Beete umgepflanzt wird, so erzielt man früher schöne Salatkröpfe. Außerdem macht diese Kultur weniger Arbeit, man muß die Saat nur gehörig verbünnen, damit die Pflanzen nicht zu eng stehen.

Forstwirtschaft und Jagd.

Junge Schläge haben häufig unter holzigem Unkraut stark zu leiden; man rechnet dazu Heidekraut, Besenreien, Ginster, Heidebeeren usw. Sie nehmen eine große Menge Bodenfeuchtigkeit und Bodennahrung aus dem Boden, behindern außerdem die Wurzelausbreitung der Kulturgewächse, beengen auch oberhalb des Erdbodens den Raum, halten den Niedergang des Thaues ab und rauben überhaupt Licht und Luft. Man beseitigt derartiges Unkraut durch gänzliches Ausschneiden der oberirdischen Theile unter Belassung des Wurzelsystems im Boden.

Das Beschleichen oder Vorfahren auf Wildenten mit Hilfe eines guten Hundes ist zwar sehr mühsam, aber für einen passionierten Jäger auch sehr interessant. Die lohnendste Zeit ist für eine derartige Vorfahrt der Mittag. Wer ausgedehnte Moorbrüche, Torfstiche, mit Tümpeln, Wassergräben und Bächen im Revier hat, wird bei der mannigfaltigen Deckung und Terrainbeschaffenheit gut und sicher das Wild anbrischen können, manchmal auch etwas anderes vor das Rohr bekommen. Die Mannigfaltigkeit des Wildes, die sich nicht selten auf einen guten Hock oder auch Reiter Reinecke erstreckt ist um diese ungewohnte Zeit sehr groß und lohnt manchen Schweißtropfen. Zur Fährung groben Schrottes ist zu raten, weil ausgewachsene Enten einen gut durchschlagenden Schutz verlangen.

Weinbau und Kellerwirthschaft.

Wie kann man aus Blindholz Wurzelreben ziehen? Man läßt die unbeschnittenen Weinstöcke vorerst austreiben und schneidet von denselben die Blindreben erst dann in einer Länge von 40–50 Centimeter ab, wenn die grünen Triebe 8–10 Centimeter lang geworden sind. Sodann werden die grünen Triebe knapp an der Blindrebe mit dem Rebmesser oder der Rebschere abgeschnitten und die letztere so vorbereitet auf die gewöhnliche Art und Weise in der Rebschule angelegt. Die Bewurzelung des Blindholzes soll so sehr bald und gut erfolgen u. zwar namentlich bei solchen Rebstücken, die sich bei der gewöhnlichen Wurzelreben-Anzüchtungsmethode nur äußerst schwer bewurzeln.

Braun gewordene Reben werden wieder hergestellt, wenn man selbe in dünnem Strahl in ein leicht geschwefeltes Faß abzieht und liegen läßt, bis er wieder hell geworden ist. Der Wein wird sodann in ein anderes Faß übergefüllt und muß so lange lagern, bis er keinen Geruch mehr hat.

Bereitung von Erdbeerwein. Die Erdbeeren müssen sehr reif sein. Das Entfernen der kleinen Kerne bietet große Schwierigkeit, auch gährt der Erdbeerwein sehr langsam, weshalb er im Großen wohl kaum hergestellt werden dürfte. Ein beliebtes Verfahren ist: Auf 10 Liter zerdrückter Beeren ebenso viel warmes Wasser zu gießen, das Gemisch 48 Stunden stehen zu lassen. Dann wird dasselbe ausgepreßt und auf 10 Liter Most: 6 Pfund Zucker, der Saft und die zerriebene gelbe Schale einer Citrone beigegeben. Nach erfolgter Gährung empfiehlt es sich, etwas Franzbranntwein zuzusetzen.

Milchwirthschaft.

Bereitung der Ziegenbutter. Wo in einem Haushalt mehrere Ziegen gehalten werden, bereitet man vielfach auch Butter aus ihrer Milch. Es kann dies auf verschiedene Weise geschehen. Man kocht die Milch und schöpft nach einigen Stunden den Rahm vorsichtig ab und buttert ihn in einem kleinen Handbutterfaß. Man kann aber auch so verfahren, wie bei der Kuhmilch, indem man die Ziegenmilch in flachen Gefäßen zur Rahmbildung aufstellt, alsdann den Rahm abschöpft und buttert. Die Ziegenbutter ist von weißlicher Farbe und hält sich nur kurze Zeit, kann aber als Koch- und Speisebutter Verwendung finden.

Bienenzucht. Um das Ausziehen schon eingesehter Bienen-schwärme zu verhüten, nehme man ein oder ein paar Waben mit junger Brut und stelle sie dem Schwarme ein. Dies ist das sicherste Mittel, die Schwärme im Stock zu erhalten. Honig zum Auftragen oder ausgeschleuderte Waben zum Auslocken gebe man den Schwärmen in den ersten Tagen nicht, weil dies alle Veranlassung gibt, sie zum Ausziehen zu bringen. Haben sie erst gebaut, so kann man sie mit Honig unterstützen.

Hat man einen Schwärm durch Bereinigung kassirt und will man den leeren Stock aus irgend einem Grunde an seiner Stelle belassen, so kann man auf folgende einfache Weise die noch zuziehenden Bienen in den Nachbarstock lenken. Man verbindet das Flugbrett des kassirten Stockes mit dem Flugbrette des rechten oder linken Nachbarstockes mittelst eines schmalen, dünnen Brettes (Lineal). Es ist ergötzlich anzusehen, wie die zuziehenden Bienen, welche ihre Wohnung verschlossen finden, über die Verbindungsbrücke wandern und sich beim Nachbar einbetteeln. Dieses Verbindungsbrückchen soll durch einige Tage belassen werden.

Moderne Seiden-

stoffe in hochartigen Mustern, wundervolle Auswühl in weiß, schwarz und farbig, ebenso Herwarthstoffe u. An Private porto- und zollfrei zu Engros-Preisen. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Muster umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Co., Zürich (Schweiz).
4195 Regl. Postbesitzeranten.



* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

SS Selbstliebe. SS

Roman von Constantin Harro.



(12. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Bruno Stein konnte nicht schnell genug aus dem Wagen und zur Villa hineinkommen.

Haus und Garten lagen wie verträumt in der Abendstille. Es kam ihm eine seltsame Furcht an.

Wo hielt Etta sich auf? Er hatte nicht wie sonst die hellen Kleider der Damen vom Balkon leuchten sehen.

„Wo ist das gnädige Fräulein?“ Das war das erste Wort, welches er an den herzuweisenden Diener richtete.

Jetzt erst gewahrte er die verstörte Miene des jungen Menschen, der nicht mit der Sprache herauszuwollen schien.

„Zum Donnerwetter! Was haben Sie denn? Ist was passiert?“

„Ich — ich weiß nicht! Die Damen sind abgereist!“ stotterte der sonst gutgeschulte Diener. Er mochte wissen, was diese Nachricht dem Herrn bedeutete.

„Abgereist? Nicht möglich!“

Der Rechtsanwalt war kreideweiß geworden. Aber er suchte auch sofort wieder Haltung zu gewinnen.

„Nur vor den Deuten keine Blamage!“

„Um! Sonderbar!“ sagte er sich.

„Heute schon? Sollte doch erst übermorgen geschehen... Ich weiß, ich weiß! Schlechte Nachrichten. Todesfall in Aussicht...“

„Es sind doch Briefe für mich da?“

Er hatte alles laut und schnell hervorgestoßen.

„Ja! Ein Brief vom gnädigen Fräulein. Ich habe ihn auf den Schreibtisch des gnädigen Herrn gelegt“, rapportierte Franz.

„Ist gut. Ist gut. In der Nähe bleiben, bis ich Befehle gebe. Sonst wünsche ich ungestört zu sein.“

„Ich habe auf dem Balkon decken lassen wie gewöhnlich!“ wagte Franz noch hinzuzufügen.

„Nun ja! Wer denkt jetzt an Essen und Trinken? Habe Wichtigeres zu thun. Aber lassen Sie nur stehen. Ich nehme später Wein.“

Er ging die Treppe hinan in sein Rauchzimmer, das nach dem Garten lag.

Hier war es still und kühl. Vor den Fenstern Jalousien, durch welche grüne, wehende Wipfel schimmerten, in dem Raum selbst die Einfachheit des Luxus und eines verfeinerten Geschmacks.

Auf dem Schreibtisch lag Ettas Brief in zierlichem Umschlag. Sie hatte die unbestimmte Cremefarbe gewählt.

Hastig riß der Rechtsanwalt den Umschlag ab. Das war sonst nicht seine Mode. Er bediente sich zum Brieföffnen seines mit allen Chikanen versehenen Taschenmessers.

Etta schrieb:

„Sehr geehrter Herr Dr. Stein!“

Sie werden mich verstehen können, wenn ich Ihnen schreibe: Es litt mich nicht mehr in der Einsamkeit! Und auch anderes können Sie sehr wohl ahnen, anderes, was mir den Boden

unter den Füßen glühendheiß machte. Ich muß es Ihnen schon sagen: „Villa Henrietta“ hat mir auf die Länge nicht gut gethan. — So gehe ich denn nach Köln, um unterzutanken im Strom der Lebenslust, der Daseinsfreude. Das wäre auch ein schöner Dank für Sie gewesen, Herr Rechtsanwalt, wenn Etta Krosinsky Ihnen die leidhaftige Melancholie ins silbvolle, behagliche Heim gelockt hätte! — Nun freilich; wie sollen wir jetzt danken für Ihre große Liebenswürdigkeit? Ich mache mir mit dieser Frage, die ich mir unbeantwortet lassen muß, das Leben ordentlich schwer. Und immer noch muß ich Ihre Güte in Anspruch nehmen! Bitte, ordnen Sie daher die bewußte Angelegenheit mit Regendangs möglichst schnell, damit ich in Bälde mit Ihnen abrechnen kann. Auf Wiedersehen dann im sagenumwobenen Köln, und bis dahin fröhliche Tage für Sie und für mich!

Hochachtungsvoll ergebenst
Etta von Krosinsky.

Doktor Bruno Stein faßte Brief und Abreise in der hoffnungsfeligen Stimmung, die ihn seit dem Tennis-Spielen noch nicht verlassen, leider ganz falsch auf.

„Also nur eine Flucht!“ rief er, vom Stuhl aufspringend.

„Die Flucht vor mir! Sie hat meinen Antrag erwartet! — Maler Hennrich ist mir zuvorgekommen, und mein Zögern hat ihre Eigenliebe verletzt. O, teuerste Etta, nicht lange sollst Du in Köln auf mich warten! Ich eile, ich fliege zu Dir!“

Vorläufig jedoch eilte der Rechtsanwalt nur auf den Balkon. Er hatte beim Lesen Hunger und Durst bekommen. Zumeist wohl auf Liebe. Aber da diese nun so verheißungsvoll winkte, nahm er jetzt auch mit irdischer Speise vorlieb.

Beim Wein fielen ihm die knappen Geldmittel der Krosinskys ein. Es war eine schlimme Geschichte!

Dieß er die Damen — um sich willkommener zu machen — zu lange warten, so konnten sie in Verlegenheit geraten. Sendete er vorerst das Regendangsche Kapital, das er morgen ausgezahlt erhielt, so nahmen das die Damen sicher übel.

Nein, er mußte morgen sofort nach Köln! Etta wußte nicht, daß das Geschäftliche sich jetzt schon abwickeln ließ. Er würde doppelt gern gesehen werden, wenn er rasch kam.

Als er das Glas zum Munde führte, zitterte seine Hand.

„Glücksüberschwang!“ murmelte er.

„Nein, ich teile des Malers Schicksal nicht! Sie muß es spüren, daß es für mich nichts mehr in der Welt giebt, außer ihr! Auf unser Wohl, geliebteste Frau!“

Hatte er mit dem feinen Kristall an ein Tischgerät gestoßen? Hatte er zu heftig angefaßt? Das Glas knickte, der Wein floß zu Boden auf das Tafeltuch... Bruno Stein behielt nur einen Scherben in der Hand.

„Ah!“

Es überrieselte ihn kalt.

Aber er schüttelte die abergläubische Furcht von sich ab. Und während er dem Diener auftrug, ein frisches Glas zu bringen, dachte er bei sich:

„Ich zwinge das Schicksal! So oder so!“

Bruno Stein übernachtete zum ersten Mal in der „Villa Gemietta“, aber es war keine gute Nacht für ihn.

Der Rechtsanwalt schlief nicht und träumte nicht. Er wälzte sich fiebernd, in dumpfer Anhelosigkeit von einer Seite zur andern.

„Was war das? Hatte ihn der Wein so angejezt?“

Das Fieber stieg beängstigend. Am frühen Morgen wurde der Arzt in die Villa geholt.

Der rüddliche, behäbige Herr mit den kleinen, fleischigen Händen fragte viel, prüfte, untersuchte. Dann nahm er umständlich am Bett Platz, rückte zum Ueberflus noch etliche Mal auf dem Sessel hin und her, um bequem anzunehmen, fasste seinen blassen Stock mit dem goldenen Knopf, führte diesen Knopf mit Verstand zur Nase und ließ ihn dort eine gute Weile.

Der lebhafteste Rechtsanwalt war indessen in gelinde Verwirrung geraten.

„Kann ich reisen?“ fragte er erregt. „Es muß ein Mittel geben, das mich sofort anbringt. Ich habe nicht Zeit, krank zu sein.“

„Geduld, Geduld, werter Herr Rechtsanwalt“, gab Doktor Vierfreund zur Antwort. „Reisen heißt hier vielleicht ein toter Mann sein. Wollen Sie das?“

„Noch nicht!“ sagte Stein verbissen, drohend.

„Nun also? Was denken Sie? Müssen erst sehen, was daraus wird. Na ja! Kann Influenza, kann noch schlimmer sein. Gestern viel gearbeitet, nicht?“

„Ja! Ich hatte zu viel liegen lassen, es mußte sein. Und es war auch ein Drang in mir — es flog mir nur so zu.“

„Gut, gut! Also schon Fieber.“

„Ja, Fieber, Fieber!“ fliegte Stein, in nervöser Unruhe an der seidenen Decke zupfend. Ein Feuer drinnen im Leibe, nicht zu ertragen! Und die Glieder wie Blei. Ich zwang mich zum Arbeiten und zwang mich doch wieder nicht. Geschuftet hab' ich, geschuftet! Ich hatte es satt. Ich wollte reinen Tisch machen. Kleinen Tisch überhaupt! Ueberall. Ja, ja.“

Ein unverständliches Gemurre folgte. „Gut, gut!“

Der Arzt stand auf und begab sich auf den Fußstapfen ins Nebenzimmer, wo Steins Wirtschafterin ängstlich seiner harpte.

„Gut, gut! Schöne Geschichte, was?“ sagte er, zum Schreibstisch gehend, auf dem schon Papier bereit lag.

Er setzte sich und schrieb.

„Müssen sehr vorsichtig sein mit dem Herrn.“

„Er will abreisen!“ sagte Frau Holber. „Ich denke, es ist etwas mit den Danten nicht in Ordnung. Er wollte das schöne, gnädige Fräulein partout heiraten. Na, die Männer sind ja blind! Die führte ihn doch an der Nase herum! Nun sind gestern die Herrschaften in Eile abgefahren.“

„So, so! Ach, was Sie sagen?“

Doktor Vierfreund hörte Klatschgeschichten für sein Leben gern.

„Nun, darauf kommen wir noch zurück, liebe Frau Holber! Also die Krosinsky! Na, die Person hat ja den Teufel im Leibe!“

„Aber eine Dame, Herr Doktor, eine wirkliche Dame!“ sagte die Wirtschafterin gewichtig. „Die verstand es!“

„Gut, ja! Gut! Sprechen noch davon!“

Jetzt zu unserm Patienten! Kann die Diagnose noch nicht stellen. Denke doch Influenza. . . Kann aber auch ein kleiner Typhus werden. Na ja! . . . Schicke sofort graue Schwestern heraus. . . Krankenzimmer übrigens wie gewohnt. Ruhe, gesunde Luft, grüne Bäume! Ja, ja! Der Herr Rechtsanwalt hat Geschmack und. . .“

Er lachte und machte mit der Rechten die Bewegung des Zählens auf den Tisch.

Frau Holber war bei Nennung der Krankheiten erschreckt in die Höhe gefahren.

„So schlumm! Mein Gott, wenn er nun stirbt!“

„Ach, Weibergequatsch!“ fuhr Vierfreund giftig herum. „Von Sterben ist keine Rede! Aber für den Kopf fürchte ich, für den Kopf! Mit solcher Influenza ist nicht zu spaßen. . . Passen Sie nur ordentlich auf, daß nichts veräußert wird.“

„Ich will Tag und Nacht aufpassen“, beteuerte sie. „Diese

vorzügliche Stellung hier! Und wenn er heiratet, bleibe ich schon. Die junge Frau ist nicht fürs Wirtschaften.“

— — Es war richtig eine böse Influenza geworden.

Bruno Stein lag entweder apathisch in den Kissen, oder er verzehrte sich in Wut.

Die Krankheit hatte ihn nicht hindern können, die Sache Nengand-Krosinsky, so weit es anging, zum Abschluß zu bringen.

Seine Willenskraft vermochte ihn, das Fieber so weit zu überwinden, daß die Geldsendung nebst einem diplomatischen Schreiben, in dem auch seiner Krankheit Erwähnung getan wurde, nach Köln abgehen konnte.

Da Stein sich einer außerordentlichen Pflege erfreuen durfte und seine Körperkonstitution nichts zu wünschen übrig ließ, befand er sich nach acht Tagen schon auf dem Wege der Besserung.

Der unerwartete Besuch eines Jugendfreundes ließ ihn die gefährliche Krankheit noch schneller überstehen, als es sonst wohl geschehen wäre. Aber des Freundes Ankunft verzögerte auch die Reise nach Köln.

Herr Bussio von Liebenau, Leutnant bei den Dragonern, kannte den Rechtsanwalt von Berlin her als eine gentile Natur. Nicht die Freundschaft allein hatte ihn angetrieben, sich bei dem Notar wieder ins Gedächtnis zu rufen. Herr Bussio von Liebenau hatte sich als flotter Offizier in Sportreisen einen Namen gemacht, war dabei aber auch ein wenig tief in Schulden geraten. Bei seinem Berliner Genossen, den das Schicksal an den wunderherrlichen Rhein verschlagen, hoffte er seine Sorgen am ehesten loszuwerden. Bruno Stein war ihm gegenüber stets generös gewesen.

Die Frohlauge des jungen Offiziers riß gar bald den Rechtsanwalt mit fort. Die Herren saßen beim Wein auf dem windgeschützten Balkon und tauschten Jugenderinnerungen.

„Junge, Bussio, Du glaubst nicht, wie willkommen Du mir bist!“ rief Bruno Stein, in der seelischen Erregung, die ihn immer noch gepackt hielt.

„Ja, hätte ich das ahnen können, ich wäre, weiß der Himmel, früher bei Dir erschienen“, antwortete der junge Offizier, sein weiches, dunkles Bärtchen streichend. „Du bist ja ein beneidenswerter Mensch! Du überhaust ein Paradies, und Du sitzt in einem Ban, der einem Prinzen genügen könnte! Uff! Dieser Wein! Steinchen, so bald wirst Du mich nicht wieder los lassen!“

„Bleibe, so lange es Dir gefällt!“ sagte Bruno mit einem Anflug von Schwermut. „Sieh, es ist zu einsam hier. Und da kommen denn oft Stimmungen über mich — ich sehe närrische Bilder. . .“

„Das sind die Nachwehen Deiner Krankheit! Auch die vertreibe ich“, fiel Bussio ihm in die Rede. „Du weißt, ich bin der Jüngere von uns, und ich bilde mir was darauf ein, da und dort „der lebenswürdige Schwerenöter“ genannt zu werden. Paß nur auf, ich krenple Dich ordentlich um!“

„Ach, daß Du es könntest“, seufzte Bruno. „Freilich, Du hast heute noch, wie einst in den Berliner Zeiten, ein Etwas an Dir, das Dir Erfolg nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern sichert. Wie glücklich Du doch bist! Ein schöner Mann, der noch dazu voller Lebenslust steckt, hat bei den Frauen immer leichtes Spiel.“

„Schmeichler!“ lachte Liebenau vergnügt.

„Aber sage, was ist mit Dir los? Du fängst Grillen, scheint mir. . .“

„Ich sehe mein Ivol!“ sprach Stein mit Enthusiasmus. „Es schwebt durch diese Räume, es berührt meine Stirn, und in farbenprächtigen Bildern blüht mir die Zukunft auf.“

„Unsinn, Bruno! Das sind wahrhaftig Fieberträume.“

„Es ist so“, sagte Stein beharrlich.

„Spürst Du es nicht auch? Überall hier schwebt eine lichte Gestalt, ein langes Gewand rauscht über das Parkett, Weichenhaft weht von Gemach zu Gemach. . . Es ist sinnverwirrend, glaube es mir. — Und dann träume ich von einer schönen Frau, die meine Frau ist, die ihre kühlen, schlanken Finger mir auf den Mund drückt. Ich küsse sie immerzu, diese wunderbaren Hände. . .“

(Fortsetzung folgt.)

An die falsche Adresse.

Humoreske von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

Gwals Bergemann stand vor dem Spiegel und machte sorgfältig Toilette. Mit großer Kunstfertigkeit knüpfte er den Knoten der Kravatte, glättete die Falten des Hemds und säuberte den eleganten Rock, sodaß auch nicht ein Stäubchen mehr zu sehen war. Dann nahm er Hut und Stöckchen und schlenderte nach der Linden-Bromenade, um irgend etwas zu erleben.

Herr Gwals Bergemann war ein Glücksfind — er war kaum 25 Jahre alt und schon war er in der glücklichen Lage, von seinen Renten leben zu können, ohne seine eleganten Hände durch irgend welche Arbeit rauh oder unansehnlich machen zu müssen. Ein alter Onkel war rechtzeitig gestorben und hatte den lieben Neffen Gwals als Universalerben eingesetzt. Dies begrüßte der junge Mann mit um so größerer Freude, als er an wirklicher Arbeit nie sonderlich großen Gefallen gefunden hatte. Und deshalb lebte er jetzt, nun er sein reichlich gutes Auskommen hatte, als fünf- undzwanzigjähriger Rentier in Berlin, allwo man ja stets gute Gelegenheiten fand, sich für gutes Geld auch gut amüsieren zu können.

Langsam schlenderte er durch die Linden, spähte nach rechts und links und geradeaus, ob es denn nirgends wo etwas gäbe, was in dem oben Alltags einerlei eine interessante Abwechslung wäre. Aber soweit er auch sehen konnte, immer nur sah er dasselbe Getriebe, fast alle dieselben Menschen, die er hier zu finden schon jeden Tag gewöhnt war. Gelangweilt und blaßiert flanierte er weiter.

Da plötzlich bekamen seine müden Nerven einen Ruck. Mit großen erstaunten Augen starrte er zu der Auslage eines Damen-Kräftel-Wazars hin.

Eine Dame erblickte er dort — eine ganz entzückende Dame, fesch, chic, elegant, frisch und jung, mit naiven freudleuchtenden Augen.

„Gi! Donnerwetter!“ flüsterte er, „das ist wirklich mal etwas Neues!“

Im nächsten Augenblick stand er vor der Auslage und musterte mit solchem Interesse die Hüte und Blousen und Schirme, als ob er ein vereidigter Sachverständiger wäre; dabei fand er aber noch Zeit und Gelegenheit genug, ein paar diskrete Seitenblicke nach der schönen Dame zu senden, die erkundigen sollten, wes Rang und Herkunft die holde Unbekannte sei.

Aber all sein eifriges Bemühen war umsonst, zwar sah er nun, daß die Dame nicht nur elegant und schön war, sondern er erkannte auch an ihrer Haltung, daß sie der guten Gesellschaft angehörte, weiter aber brachte er nichts heraus, und erwidert wurde keiner seiner Blicke, obgleich sie nach und nach recht sprechend und deutlich geworden waren.

Ohne ihn zu beachten, ging die Dame weiter.

Aber Herr Gwals Bergemann war nicht ein Mann der bloßen Furcht; er wußte aus Erfahrung, daß die Geduld eine der schätzenswertesten Eigenschaften ist, und deshalb ging auch er weiter, natürlich unmittelbar hinter der Unbekannten her.

Raum hundert Schritt weiter war wieder ein eleganter Modewarzen mit prunkvollen Auslagen und wiederum machte hier die Dame Halt.

Herr Gwals natürlich auch.

Und wieder begann er die Schöne mit fragenden und bittenden Blicken zu bombardieren, aber wieder mußte er mit langer Nase abtrotten.

Jetzt aber beschleunigte die Dame ihre Schritte; vor keinem Schaufenster blieb sie mehr stehen, sondern steuerte direkt auf das Brandenburger Thor los, lief behend, mit grazios gehobenem Rock über den Bahndamm, sprang in einen der haltenden Pferdebahnwagen — und fuhr davon.

Und Herr Gwals lächelte wie ein moderner Philosoph, er dachte: „Du entgehst mir nicht, mein holdes Kind, gerade dein Widerstand reizt mich!“ — Dann nahm er eine Droßke, instruierte den Kutscher und fuhr in entsprechender Entfernung hinter dem Pferdebahnwagen her.

Nach kaum einer Viertelstunde stieg die Dame aus und ging zu Fuß weiter.

Herr Gwals, in entsprechender Entfernung, hat dasselbe und folgte der Unbekannten, bis sie in einem Hause der Kurfürstenstraße verschwand. Dann wartete er ein paar Minuten, ging

dann zu dem Portier desselben Hauses und erkundigte sich nach dem Preis der leerstehenden ersten Etage, und so ganz nebenbei fragte er dann: „Sagen Sie mir bitte, die Dame, die eben hier eintrat, ist das nicht Fräulein Müller?“ Dabei legte er so gleich dem Portier ein Markstück hin.

Der Portier machte ein pfiffiges Gesicht, strich dankend die Mark ein und sagte: „Nein, das war Frau Braumwald, die wohnt in der zweiten Etage.“

„So so — ich glaubte in der Dame eine Bekannte zu erkennen“, sagte Gwals leichtsin.

„Na, ich weiß nicht, vielleicht ist sie 'ne geborene Müller“, lächelte der Alte, „die Herrschaften sind nämlich erst ein halbes Jahr verheiratet.“

„So, so — danke, danke sehr!“ Er ging. Borerst wußt er nun genug.

Diesem Hause gegenüber war eine Konditorei, und in dieser Konditorei sah Herr Gwals Bergemann am anderen Tage vormittags um 11 Uhr. Zuerst trank er einen Cognac, dann eine Tasse Bouillon, dann ein Glas Portwein und endlich noch einen Cognac. Inzwischen war es halb eins geworden, da plötzlich erschien in der Hausthür gegenüber Frau Braumwald, und zwar wieder allein!

Eine Minute später war Herr Gwals hinter ihr, und zwar so nahe, daß er den Duft ihres diskret feinen Parfüms riechen konnte. Er war so kopflos, daß er sich gar keinen Plan machte, wie er nun vorzugehen habe. Nur ein Gedanke verließ ihn nicht: Weshalb geht sie auch heute wieder allein aus? Für eine Ehe, die erst sechs Monate alt ist, könnte man dies als ein schlechtes Zeichen ansehen! — jedenfalls ist der Gatte ein bequemer älterer Herr oder er ist ein übereifriger Geschäftsmann, sonst würde er doch so ein entzückendes Weibchen nicht fortwährend allein herumlaufen lassen — so grübelte er und folgte der schönen Frau immer in einer kleinen Entfernung.

Sie ging in ein Geschäft der Potsdamerstraße und kaufte Delikatessen.

Einen Augenblick überlegte er. Dann trat auch er in dasselbe Geschäft. Er kaufte alles mögliche zusammen, ließ es sich zuschicken und hatte nicht einmal Gelegenheit finden können, sich ihr bemerkbar zu machen. Ohne ihm einen Blick zu gönnen, ging sie wieder fort.

Schon war er nahe daran, die Geduld zu verlieren, als sie plötzlich eins der vielen kleinen Päckchen fallen ließ. Sofort war er bei ihr, hob das Päckchen auf, überreichte es ihr sehr artig und sagte: „Bitte, gnädige Frau!“

Nun sah sie ihn an, zuerst erstaunt, dann verwirrt, und schließlich sagte sie lächelnd: „Ach danke sehr!“

Bevor sie aber fortgehen konnte, sagte er schnell: „Ich fürchte, gnädige Frau, Sie werden gleich wieder eins der vielen Päckchen verlieren.“

Lächelnd entgegnete sie: „Es war thöricht von mir, ich hätte es zusammenpacken sollen.“ Dabei nestelte sie an den vielen Fädchen der Päckchen herum.

„Wenn Sie mir gestatten, gnädige Frau, dann trage ich Ihnen die Waren.“

Sie wurde verlegen. „O, ich danke sehr, — aber ich kann ja auch einen Wagen nehmen.“ Und suchend sah sie sich um, aber es war keine leere Droßke zu sehen.

„Dann erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Sie zum nächsten Wagen geleite, gnädige Frau!“

Ehe sie noch etwas erwidern konnte, hatte er ihr schon die Päckchen abgenommen und ging nun an ihrer Seite weiter.

„Sie sind sehr lebenswürdig, mein Herr“, sagte sie, immer noch ein wenig verlegen.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, ich bin sehr glücklich, Ihnen den kleinen Gefallen erweisen zu können!“

So gingen sie weiter, ohne einen leeren Wagen finden zu können.

„Wenn Sie mir erlauben, gnädige Frau, dann trage ich Ihnen die Sachen bis zu Ihrer Wohnung — es ist ja nur eine kleine Strecke weit.“

Erstaunt sah sie ihn an. „Sie wissen das?“

Er lächelte. „Durch einen Zufall, jawohl — sogar Ihren Namen kenne ich.“

Fragend sah sie zu ihm auf.

„Frau Braumwald“, sagte er lächelnd.

Jetzt lachte sie ganz herzlich und sagte dann: „Nein mein Herr, Sie irren sich.“

„Aber ich weiß es ganz genau!“

„Wenn ich Ihnen aber versichere, daß Sie sich irren! — Frau Braunnwald wohnt zwar auch in demselben Hause, aber ich heiße anders.“

Jetzt plähte er heraus: „Aber, gnädige Frau, als Sie gestern nachmittag ins Haus gingen, fragte ich unmittelbar darauf den Portier, wer Sie seien.“

Wieder lachte Sie! „Den Portier fragten Sie?“

Nun ärgerte er sich, daß er aus der Rolle gefallen war, und, um die Scharte auszuweichen, sagte er: „Ich glaubte nämlich eine Bekannte von früher in Ihnen zu erkennen, deshalb fragte ich.“

Sie lachte noch immer: „Da hat sich also der Portier geirrt, denn Frau Braunnwald trat kurz vor mir ins Haus, — mich dagegen hat der Portier überhaupt nicht eintreten sehen, denn ich habe einen Drücker, der mir die Thür öffnet.“

„So, so“, — sagte er nur. Bei sich aber dachte er: „Aha, sie will unerkannt bleiben, — nun gut, wie sie will, — da werde ich mich vorerst auch nicht zu erkennen geben.“

Ein paar Schritte gingen sie schweigend nebeneinander. Dann begann er wieder: „Der Frühling in Berlin ist doch herrlich, nicht wahr?“

Lächelnd meinte sie: „Benigstens brauchen im Tiergarten — hier in den Straßen ist es doch unerträglich warm und dunn.“

„Ganz recht! Aber im Tiergarten ist es herrlich. Sie sind wohl auch eine fleißige Spaziergängerin?“

„O ja, soweit es meine freie Zeit gestattet.“

„O! Sind Sie denn so mit Arbeit überhäuft?“

„Nun, wenn auch das nicht, so hat man doch in der Wirtschaft genug zu thun.“

„Aber denn ist es doch unbedingt notwendig, daß Sie jeden Tag mindestens ein Stündchen im Freien sich erholen!“

„Das thue ich ja auch.“

„Ah! Und im Tiergarten?“

„Gewiß.“

„Sonderbar, daß ich Sie dort niemals getroffen habe! Welche Plätze besuchen Sie denn mit Vorliebe?“

Sie lächelte sehr fein und sagte zögernd:

„Je nachdem, den Goldfischteich, den Floraplag oder auch den Neuen See.“

„Kenne ich, kenne ich alles genau!“

„Nun, vielleicht fügt es der Zufall, daß ich Sie dort einmal wieder treffe. — Um welche Zeit sind Sie denn am liebsten dort, meine Gnädigste?“

Und sie mit demselben fein-ironischen Lächeln: „Nun, so um fünf Uhr meistens.“

„Sehr schön. Würde mich also glücklich schätzen, meine gnädige Frau, wenn ich Sie dort einmal wiedersehen könnte.“

Lächelnd nickt Sie nur.

Man war vor dem Hause angekommen. Er übergab ihr die Bäckchen und bekam ein vornehmer Kopfnicken als Dank.

„Also, wo darf ich Sie morgen treffen?“ fragte er ganz leise.

„Am Floraplag“, sagte sie ebenso leise und verschwand schnell im Hause.

Als er fortging, wollte es ihm scheinen, als mache der Portier ein äußerst erstauntes Gesicht, aber er achtete nicht weiter darauf, weil er mit seinen Gedanken schon bei dem zugesagten Rendezvous am Floraplag war.

Am anderen Tage um fünf Uhr war Herr Gwald Vergemann am Floraplag, — er hatte große Gala angelegt und war aufgeregter wie ein junger Bräutigam, der sein erstes Rendezvous hat. Mit großen Schritten ging er um den kleinen Platz herum, sah ängstlich voll Erwartung nach allen Seiten, ob er seine Solde nicht erblicken konnte. Aber es war bereits fünf Uhr durch; es wurde später und später, und die Erwartete kam noch immer nicht.

Plötzlich ertönte eine Stimme: „Guten Tag, Herr Vergemann!“

Gwald sah sich um. Vor ihm stand der Oberkellner aus seinem Klublokal.

„Na, Kleinede, was machen Sie denn hier?“ fragte Gwald mit gnädigem Lächeln.

Der Oberkellner nahm eine stramme Stellung ein und antwortete: „Ich erwarte hier jemand, Herr Vergemann.“

„Sieh doch einer an! Also ein Teufel-Wechtel?“

„Nein, Herr Vergemann, ich erwarte einen Herrn.“

„So? Na, dann will ich Ihnen mal was sagen, mein lieber Kleinede — nun thun Sie mir mal den Gefallen und verduften Sie recht schnell — ich erwarte hier nämlich auch jemand — aber keinen Herrn.“

Der Oberkellner zuckte verlegen die Schultern und sagte: „Ich bedauere außerordentlich, Herr Vergemann, aber leider kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen.“

„Aber, Menichenkind! Ihren Freund können Sie doch an jeder anderen Stelle treffen!“ rief Gwald empört.

„Es ist ja garnicht mein Freund!“

„Na, um so mehr!“

„Ein ganz fremder Mensch ist es, dem ich aber eine gehörige Lektion erteilen will.“ Er suchte wütend mit seinem Knüttel herum.

„Was, Kleinede, Sie wollen hier eine Keilerei inscenieren?“

„Ich muß, Herr Vergemann! Der Kerl verdient eine exemplarische Strafe!“

„Aber weshalb denn gerade hier?“

„Nun, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Herr Vergemann. Da läuft so ein verdammter Lasse seit ein paar Tagen meiner Braut nach, belästigt sie in ganz frecher Weise und hat sie für heute fünf Uhr hier zu einem Rendezvous herbestellt.“

Herr Gwald versuchte zu lächeln, aber es wurde ihm doch ein wenig unbehaglich, als er den dicken Knüttel ansah, dann nahm er sich zusammen und fragte: „Ja, aber kennen Sie denn den Mann überhaupt?“

„Nur nach der Beschreibung, um halb sechs Uhr aber kommt meine Braut hierher, und dann werden wir ihn finden.“

„Ich habe ja garnicht gewußt, daß Sie verlobt sind, lieber Kleinede. Wer ist denn Ihr Fräulein Brant?“

Der Oberkellner lächelte. „Eine sehr elegante kleine Person! Augenblicklich ist sie Wirtschaftlerin bei der Baronin von Reichenstein in der Kurfürstenstraße.“

„In der Kurfürstenstraße?“ stotterte Gwald.

Der andere nickte.

„Und wenn man meine Braut auf der Straße sieht, kann man sie wohl für eine feine Dame halten, denn sie bekommt fast alle die eleganten Kleider ihrer Herrin geschenkt, und sie weiß die mit soviel Ehre zu tragen, als ob sie ihr lebenslang nur auf dem Parkett gewandelt wäre.“

Herrn Vergemann wurde es immer unbehaglicher. „Sehr interessant!“ stotterte er.

„Ja, denken Sie nur“, sprach lächelnd der Oberkellner weiter, „der Elegant von gestern hat meine Braut sicher für eine Dame der Gesellschaft gehalten, denn er redete sie mit „Frau Braunnwald“ und „Gnädige Frau“ an.“

„Was Sie sagen!“ — mehr brachte Herr Gwald nicht heraus, denn er gedachte des Knüttels.

Nun zog der andere die Uhr. „Na, in fünf Minuten wird meine Braut ja kommen, da können wir uns den Laffen hier herausjagen.“

„So, so, dann will ich Sie dabei nicht weiter stören. Adieu, lieber Kleinede!“ Und mit schnellen Schritten verschwand Herr Gwald Vergemann.

Noch an demselben Tage verrenkte er, und als er dann drei Wochen später zurückkam, trug er einen Vollbart, der seinem Gesicht ein ganz anderes Aussehen gab, so daß selbst seine besten Freunde ihn kaum wiedererkannt hätten.

— Ende —

Metall-, Fußboden-Glanzlack,

schnell trocknend, gut deckend, höchster Glanz,
empfehlend in allen Farbtönen

per Pfund Mk. 0.60,

bei 10 „ 0.55

Oranien-Drogerie

Robert Sauter,

Oranienstraße 50, Ecke Goethestraße,
Telefon 2438.

4791